

Auch eine Begründung.

Humorist von Leon Schönfeld.

Der Polizeipräsident von R. befand sich in großer Verlegenheit; es war nämlich bei ihm ein Besuch am Eröffnung eines Concession zur Begründung eines humoristischen Vereins eingelaufen.

Der Herr Polizeipräsident hätte das Gesuch nur prüfen und dann bestimmen lassen, ob die polizeiliche Genehmigung erteilt wird oder nicht.

Während der politischen Vorgänge hatte nämlich die Polizeibehörde die Verfügung erhalten, keine Concessionen mehr zur Gründung von Vereinen zu erteilen.

Daß diese Verfügung dem Polizeipräsidenten viel Kopfzerren machte, ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß es nicht so leicht ist, z. B. beliebige Gründe hervorbringen, noch dazu für einen Polizeipräsidenten, der gewöhnlich ein Mitglied der ganzen Presse angegriffen zu werden, wenn er keine inhaltlichen zur Begründung einer Vereinsgründungsconcession hat.

Gegen das besagte Gesuch war nun absolut nichts einzuwenden, die Statuten und was noch drum und dranhängt, waren vorchriftsmäßig, so daß es für ihn eine harte Noth zu finden war, dieses mit einer Motivierung abzuschlagen; daß es ihm nicht gelingen wollte, besah seine schlechte Laune, die schon verschiedene heute gespürt hatten.

Er wollte es das Schriftstück fortlegen, als an die Thür seines Zimmers geklopft wurde, und auf sein „Herein!“ der Chef der Gesundheitspolizei eintrat.

„Ah, guten Tag, Herr Präsident!“ begrüßte dieser denselben, „aber, mein Gott, Sie schauen ja sichtlich drein; haben Sie Verdruß gehabt?“

„Zum Teufel, ja!“ brummte der Präsident, „durch die verd. . . Verfügung, die der Herr holen möchte!“

„Ich verstehe! Sie haben ein Gesuch und wissen nicht, wie Sie es abschlagen sollen?“

„Ganz recht!“

„Würden Herr Präsident mir daselbe einige Minuten zur Durchsicht geben?“

„Bitte!“

„Es handelt sich also um einen humoristischen Verein?“

„Ganz recht!“

„Gegen Statuten etc. nichts einzuwenden?“

„Absolut nicht!“

„Fata! — Doch halt, ich hab's! Der Verein will ein Mitglied herausgeben — eine prächtige Idee — Sie sind gerettet!“

„Und nun sollte sich der Chef der Gesundheitspolizei hin und verhafte ein Schreiben, welches er dann dem Präsidenten zeige; dieser lächelte erfreut und fandte es sogleich an die Unterscheidungsstelle des Gesuchs ab.“

Am folgenden Tage gelangte es in deren Besitz; es lautete:

Herr Gesundheitspolizei, ich habe die nachgesuchte Concession zur Begründung eines humoristischen Vereins nicht erteilt werden kann, weil die Gesundheitspolizei ihr Recht mit der Begründung, daß der Verein auch voraussichtlich faule Sachen in die Öffentlichkeit bringen werde, eingelegt hat.

Ergebenst, Polizeipräsident v. R.

Der Herr Gesundheitspolizei v. R. A. hat die Sache später waren beide in förmlichen Witzblättern zu Ehrenmitgliedern des humoristischen Vereins ernannt worden.

Roman.

Sich finden, Sich meiden! Sich binden — Und leiden!

— Aus der Kaserne. Ein General inspicirt die Kaserne und erkundigt sich schließlich auch nach der Post. Letztlich fragt er einen Soldaten: „Nun, mein Junge, wie bist du mit dem Stimmloshören zufrieden?“

— Soldat: „Es ist halt oft a' bissel hart und zerretzt Einem das Maul!“

— General: „Man sagt doch nicht das Maul!“

— Soldat: „Einschuldigen, Herr General — ich mein' ja nicht das Vieh!“

— Nur Geld! Bankier (zum Freier): „... Kann ich Ihnen aber auch das Geld meiner Tochter anvertrauen?“

— Freier (Kaffler): „D, ich habe schon — größte Summen in meinen Händen gehabt!“

— Ein Arbeitsfreund. Wie mochten Sie zur den Herrn Gemeindefreier auf so rohe Weise zur Thür hinausschleusen, er betheiligte sich doch gar nicht bei der Schlägerei.“

— Sehn's, Herr Amtsrichter, mir ärgerlich halt, wenn der Mensch daselbst und mir thut.“

— Todtes Kapital. Ihre Schöneheiratung ist herrlich, nur habe ich in Bibliothekszimmer auszufragen, daß die meisten Werke der berühmten Beschäfer zur imitirt, leere Einbände sind!“

— Romanzerzähler: „Wie heißt, auszufragen! Wofür wer's ich mer ausstellen so viel todes Kapital!“

— Achtzigste Lösung. Galt: „Was Sie sind Puffler? Was für ein Instrument spielen Sie denn?“

In der Neujahrsnacht.

Von Manuel Schmitzer.

Was so ein Bißchen Schloßherausch nicht demagt! Man sollte es nicht glauben. . .

Fräulein Lilli hat nur einmal an dem Glase genippt, daraus mit dem leisen Brodem der kräftige Duft des Punsch's ihr entgegenströmte, nur ein einziges Mal . . . und doch war ihr so heiß geworden, so unsäglich heiß, daß sie an's Fenster treten und sich dort, tief aufathmend, auf dem Sopha niederlassen mußte. Allerdings war das Fenster nicht geöffnet, aber dennoch war es kühl, da, als am Tische, im Schein der Kerzen, inmitten der Fröhslichkeit, die bereits ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, er hoch das alte Jahr bis auf die Minute zu Ende gegangen war. . .

Es ist wahr, Hebbi, ihre jüngere Schwester, hatte sie schon während des Essens mit so merkwürdigem Augenblicke angesehen, mit so lustiger Neugier. . .

„Herr von Berg, der mit seinem Sohne zur Silvesterfeier zu ihnen gekommen war, auch der hatte verlobt seinen Blick prüfend und zugleich gepannt über sie gleiten lassen. Dieser Sohn aber, Hans von Berg, sah ihr gegenüber und in seinem Auge lag etwas, das sie zittern machte.“

„Nein, Hans hatte nicht viel mit ihr gesprochen, er hatte ihr nichts gesagt, das ihr Blut in Wallung bringen konnte, und doch, wenn sein Blick sie traf, mußte sie ihren Kopf scheu zur Seite neigen und sich mit dem Taschentuch über die Stirne fahren. Es war zu heiß. . .“

Auch der junge Mann schien unter der Hitze furchbar zu leiden, denn taumelte Lilli ihren Platz verlassen, als auch er das Bedürfnis fühlte, den traulich lächelnden Bißchen am Fenster aufzusuchen und sich mit dem armen Mädchen über die Gluth zu unterhalten, die der Silvesterpunsch verschaltete.“

„Sie haben aber viel mehr getrunken, als ich, Herr Hans!“ sagt Lilli, die überlächelt.“

„Ja, sehen Sie, Fräulein Lilli, ich wollte mir ein Bißchen Courage verschaffen, nur ein Bißchen. . .“

„Und Sie glauben, daß der Punsch. . .“ Sie blüht den jungen Mann förmlich erhaunt an.“

„Wenn Sie mich so ansehen, Fräulein Lilli, gibt er wie schmolzend zur Antwort, „dann hat der Punsch nichts genügt.““

„Sie schwiegen eine Weile.“

„Lilli!“ ruft Hebbi vom Tische her, indem sie lachend das Glas hebt, „Prost Lilli!“

„Aber Lilli hört nicht. Sie sieht da, die Hände im Schooß und sinn't darüber nach, ob sie ihren alten Freund Hans jetzt anheben könnte, ohne zu erzittern, ohne daß er es merkte, wie sehr sie die Minute herbeisehne, in der er genug Courage besitzt, ihr Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat.“

„Fräulein Lilli!“ flüstert er besonnen, „Fräulein Lilli! In einigen Minuten ist das Jahr zu Ende. Die Uhr wird dann zwölf schlagen. . .“

„Unwillkürlich muß sie über diese Worte lächeln. Es ist doch zu merkwürdig, daß er ihr das erzählt, oder seine Stimme klingt so bewegt, als enthalte der Satz, den er gesprochen, keine Trivialität.“

„In fünf Minuten,“ entgegnet sie leise.“

„Ja, in fünf Minuten. Die Romanzerzähler wollen uns einreden, daß in jener Stunde, in welcher die Zeiger auf Mitternacht stehen, und das neue Jahr emporsteigt, auch in unserm Leben etwas Außerordentliches sich ereignen müsse. . .“

„Es entsetzt eine Pause. Fräulein Lilli hat sich in den Anblick des Nummernspiels verliert, der vor ihr auf dem Boden steht.“

„Aber wenn wir selbst nichts dazu thun,“ fährt Herr von Berg flüsternd fort, „dann kommt das Außerordentliche nicht, dann. . .“

„Dann?“ haucht Lilli besonnen.“

„Dann beginnt das neue Jahr mit allen Qualen und aller Schmach, die uns das schwebende Gedächtniß, Fräulein Lilli, ich will diese Qualen nicht mit hinübernehmen, ich will meine Sehnsucht erfüllt sehen, ich, ich. . .“

„In diesem Augenblicke schlägt es zwölf. Die Gesellschaft am Tische erhebt sich und begrüßt das neue Jahr mit stürmischem Jubel. Auch Trude, die mit einer frischen Punschlarve das Zimmer betritt, stimmt in den Ruf mit ein. Daan, nachdem sie die Herrschaften an der Tafel mit dem heißen bühnenden Trank versehen, wendet sie sich an die beiden Einamen am Fenster und sagt zuversichtlich: „Darf ich dem jungen Paar auch serviren?“

„Erstlich erheben sich Lilli und Hans, und als ob die Worte der beiden Jofe das Zauberwort enthalten hätten, das jeden Mann zu lösen vermag, sinken die beiden unter dem Jubel der Anderen in die Arme.“

„Trude aber meint, nachdem sie sich von dem Staunen über die Wirkung ihrer Worte erholt hat, ganz gleichmüthig: „Wir in der Küche haben das ganz genau gewußt, ganz genau. Wir haben auch für das gnädige Fräulein viel geoffen, und wissen Sie, was wir herausgetrieben haben? Einen Pfing und einen Brautkranz. Und das Blei hat nicht gelogen, das liegt nie!“

„Ein kleines Nachspiel hatte die Verlobung in der Neujahrsnacht am folgenden Tage. Am frühen Vormittag war Hans von Berg schon zu Besuch bei seiner Braut. Gegen elf Uhr brachte der Briefträger ein an Lilli

abgestrichenes Schreiben, das mit den Worten begann: „Meine süße, kleine Braut!“

„Wann hast Du denn diesen Brief geschrieben?“ fragte sie ihren glückseligen Bräutigam.

„Gestern Mittag,“ antwortete er mit übermüthiger Lustigkeit.“

„Aber da war ich ja gar noch nicht. . .“

„Siehst Du, Schatz, ich wollte mich eben gestern erklären, hatte aber niemals rechte Courage, wenn ich Dir gegenüber stand. Um mich nun zu zwingen, um mir jeden Mühe abzusprechen, schrieb ich Dir vorher. Und so mußte ich Dir wohl oder übel heute Nacht Alles sagen.“

„Sonn' wärest Du jetzt allerdings furchtbar blamiert gewesen. Du wirst sicher, alter Hans,“ sagt Lilli lustig hinzu, indem sie den Brief an ihre Lippen drückt.“

Überbancischer Silvesterbrauch.

Eigen tiefe Poesie ist's, die der Volksglaube über den Schlusssmonat des Jahres getrieben. Ja, es scheint, als concentrierte das Volk seine ganze Naturbeobachtung, alle Segnungen seiner unerwähnten Sitten und Bräuche zu einem mächtigen Fimale, ehe es in den magischen Ring eines neuen Jahres hinüberzutreten sich anschickt. Die Tage zwischen Weihnachten und dem heiligen Dreikönigsfeste, die „Rauhnächte“, oder auch, wie in Oberbayern, einfach die „zwoölf Nächte“, gehören, sind die bedeutsamsten. Jagt da nicht Wotan nebst seinen Rächern und Gesolge auf feinschwarzen Hirschen durch die Wälder und Fluren? Hält nicht Frau Bertha, die von allen Mädchen so sehr geschätzte Göttin fittiner Häuslichkeit, ihren Umszug? Wie aber auch alle diese durch die schöpferische Volksseele zu körperlicher Wesenheit verdichteten mythischen Erscheinungen heißen mögen — das Volk hat an sie auch eine unsagbar sinniger und zugleich schätzbare Bräude geknüpft, die sich in allerlei Handlungen, ja selbst in der Wahl der Speisen kundgeben. Da spielt in den „zwoölf Nächten“ zum Beispiel das „Kleingebrot“ in Oberbayern und Schwaben eine hervorragende Rolle. Nicht bloß, daß es schon am Weihnachtsfeste und dann wieder am „Kleingebrot“, das ist am 28. December, wo Rollen von fünfzehn bis zwanzig Burschen im Dorfe umherziehen, um die Mädchen zu „knebeln“, nebst Lebkuchen und sonstigen Gebäck gegessen wird; nein, auch die Mädchen essen es, nebst den festen Nüssen, um sich vor Bertha zu schützen. Unberechenbar verbindet sich noch bäuerlicher Sitte ein alter Liebesbrauch mit dem Kleingebrot, welches das Mädchen ihrem Liebsten, wenn er am Stephanstage Nachts zum Heimgarten kommt, verehrt und wobei das Ausschneiden des „Scherz“, des einen runden Endes, von symbolischer Vorbedeutung für den Bestand des Liebesverhältnisses ist. Vierzehn Tage später wird das Mädchen vom Burschen zum Tange geführt. Einem anderen Brauch, der gewissermaßen der Anknüpfung eines von Seiten des Burschen beabsichtigten Liebesverhältnisses voraussetzt, wollen wir hier erwähnen. Hat ein Bursch Absichten auf ein Mädchen, so begibt er sich am Silvesterabend, oder auch schon vorher, nebst einigen erkrankten oder auch unfreiwilligen Begleitern vor deren Haus, um sich vorerst am helllichten Fenster zu vergewissern, ob er eintreten kann. Gewöhnlich weicht das Mädchen schon Wochen lang vorher, daß der oder jener, dem sie es angethan, erscheinen wird. Unter die Versammelten vertheilt sich die Hausdame allezeit Selbstgebackenes. Einem von den Burschen gibt sie bloß die Hälfte eines von seinem Auge zerbrochenen Stüdes Marzipan, während sie die andere Hälfte selbst behält. Die besondere Form dieses Gebäckes, sowie auch die ceremonielle Liebesreichung desselben bietet ihm die Gewähr, daß seine Werbung von Seiten der Eltern gutgehen wird und ist auch zugleich die verdächtige Erlaubniß zum „Kammerherrn“. Ist er dagegen übergegangen worden, so gibt er ein für allemal seine Absicht auf das Mädchen auf — wie andererseits auch seine Wiedank, wenn er blüht hatte.

Spanische Einsprüche.

In deiner Rede sei bedacht In Hause für und für; Denn was dein Kind am Herd vernahm, Erzähl's an offner Thür.

Viel lieber heute schon Ein Ei dein eigen nenne, Als erst am nächsten Tag Die allgeröthete Henne.

Bezauert einer Rose Duft und Schönheit Dein innerstes Gemüth, Was löst dich, wenn sie farrt in goldner Nase

In idemem Lapp erblüht? An einem Tage, heute dir noch fern, Erkenntst auch du dein Spiegelbild nicht gem.

Die Erde wie der Himmel sind gleich gut, Doch zwischen ihnen alles Wüste ruht.

Nie verborgen bleibt der Welt Deine Lieb', dein Leid, dein Ged.

Du mußt den Baum an seinem Ort lassen, Derpflanzung ist ihm nicht gut Witzel lassen.

Die studirte Frau.

Von H. Just.

Ein im Stuhl des 20. Jahrhunderts eingerichtetes Zimmer. Einzelne Motten erinnern an das Milieu einer Studentenbude früherer Zeiten. Kein Spiegel. Ein menschliches Gerippe vertritt die Stelle eines Kleiderhalters. Auf kleinem Tische statt Nippes-Notizen und Eprouvetten. Leberöl, auch auf dem Fußboden, Bücher und Schriften. An einem großen Schreibtische sitzt

Die studirte Frau (Groß, schlank, blaß, kurze Haare, Zwieler oder Brille, ein Papier durchforschend): Unmöglich, diese Aufstellung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenigstens in dieser Art nicht. (Wendet sich an ihren Gatten, ebenfalls groß, blaß, wenig Haare, Bierlager mit noch glänzenden Augen.) Bitte, reiche mir einmal die Logarithmentafeln herüber. Die von Vega natürlich.

Der Gatte (ziemlich schüchtern): Wo zu denn, liebes Kind?

Die Frau: Die letzte Wochenrechnung unserer Köchin. Das unglückselige Geschöpf hat die Manie, zu dekalitieren. So schreibt sie zum Beispiel: 32 Eier und daneben in der Kammer 1 Ei 4 Kreuzer.

Der Gatte (noch schüchtern): Das siehst Du noch multiplizieren. Die Frau: Genüß; mit Hilfe der Logarithmen.

Der Gatte (am schüchternsten): Wo glaubst Du nicht, daß auf dem einfachsten Wege. . .

Die Frau: Nein. Denn erstens fällt mir das schwer, und zweitens habe ich nicht Gymnasium und Univerfität absolvirt, um schließlich ganz genöthigt zu multiplizieren. Und jetzt sei sie freundlich, das Fenster zu öffnen. Werde hüthig!

Der Gatte (liebevoll): Ist Dir zu warm?

Die Frau: Das nicht. Aber ich habe nun durch dich Loge die Luft dieses Zimmers einer Analyse unterzogen und gefunden, daß sie im Durchschnitt fast 0.05 hat der normalen 0.03 Prozent Kohlenäure enthält.

Der Gatte (einem Anfall von Heiterkeit nachgebend): Ah Gott, wegen dieser lumpigen zweihundertstel Prozent. . .

Die Frau: Sprich doch nicht so unwissenschaftlich in den Tag hinein. Der Gatte (noch immer feier): Bah, mir liegt einmal nichts d'an an einem bischen Kohlenäure mehr oder weniger.

Die Frau: So? Du ahnst also wohl gar nicht, daß dieses Gas absolut nicht atmbar ist? Die Menge der in einem Kubikmeter Luft enthaltenen Kohlenäure soll niemals über zwei Gramm steigen.

Der Gatte (wieder schüchtern): Eigentlich eine bittere Sache, wenn man weiß, was das Leben bedroht. Aber Du hast Recht, ich will mein Comptoir auf Kohlenäure prüfen. (Schreit zur Thür.) Und nicht vorher, heute bekommen wir etwas recht Gutes auf den Tisch?

Die Frau: Das erkranklich Beste und Zutraglichste.

Der Gatte: Ich danke Dir. (Ab.) Die Frau: So; nun kann ich doch ungehindert an meinem epodalen Werte, über den demuthlich Einfluß der verschiedenen Philosophen auf die Beschaffenheit der menschlichen Beschäftigungssysteme weiter arbeiten. Wo bleibst Du denn heute?

Die Köchin (robust, geröthet, stupid, tritt ein): Darf ich bitten, gnädige Frau?

Die Frau: Mein Gott, was wollen Sie denn schon wieder?

Die Köchin: Was heute noch nicht hier.

Die Frau: Aber gestern, vorgestern. Sie hören mich immer.

Die Köchin: Muß doch fragen, was ich tun soll.

Die Frau: Müffen? Nein! Wenn Sie sich nur ein bescheidenes Maß von Bildung angeeignet, nur ein Unter-gymnasium besucht hätten —

Die Köchin (grinsend): Dann wäre ich nicht Köchin geworden.

Die Frau: Oh, wahrscheinlich nicht. Aber Sie hätten dann vielleicht doch gewußt, daß eine aus Etwas, Fetten, Kohlenhydraten und Salzen zweckmäßig gemischte Nahrung die für den Thierkörper geeignetste ist.

Die Köchin: Nun ja, für den Thierkörper. Aber ich muß doch für uns lochen.

Die Frau: Das ist alleseins. Wenn Sie einmal länger in meinem Dienste sind, werden Sie schon das Wissenswürdigste erfahren. Also merken Sie sich für Erwoachene, wie ich und mein Mann, sind bei mittlerer Körperarbeit circa 118 Gramm Eiweiß und 328 Gramm Kohlenstoff erforderlich. Da aber die 118 Gramm Eiweiß schon 63 Gramm Kohlenstoff enthalten, so brauchen wir bloß 265 Gramm Kohlenstoff zu beden, was am besten durch 500 Gramm Stärkemehl und 56 Gramm Fett. . .

Die Köchin (betört): Ja, kann man den abgeschmalzten Stärkemehl, pantieren Kohlenstoff. . .

Die Frau: Diese Substanzen sind im Fleisch, dem Gemüße, dem Brod enthalten.

Die Köchin (aufmerksam): Wenn ich also Suppe, Braten garnirt und Mehlspeise ferriere, ist's dann recht?

Die Frau: Die Form ist nebensächlich. Ich verlange nur eine rationelle Mischung.

Die Köchin: Werde mich zusammennehmen. (Ab.) Die Frau (beginnt zu schreiben): Wenn mir also die Genesis sowohl der Hirsden als der alexandrinischen Genoff betrachten, so — Die Bonne (müthigeren Alters, ge-

brüht, abgemildert, tritt ein): Darf ich bitten, gnädige Frau. . .

Die Frau (geärgert): Sie wünsch!

Die Bonne: Ich komme mit einer Klage.

Die Frau (müde): Ach so. Aber, meine Liebe, ich bin Doctorin der Philosophie und nicht der Jurisprudenz. Wenden Sie sich an meine Freundin Doctor juris Rechts, bestellen Sie ihr meinen Gruß und sagen Sie ihr, daß ich heute Abends in unserem Club —

Die Bonne: Verzeihen Sie, aber ich —

Die Frau: Sie fürchten die Kosten. Gut, erzählen Sie mir die Gausa und ich werde Ihnen womöglich rathe. Also ich protokolliere. Sie heißen?

Die Bonne (verärgert): Das müssen Gnädige doch wissen. Ich bin ja —

Die Frau: Die Bonne: Die vorgestern eingetretene Bonne.

Die Frau (mit einem Blick durch das Augenglas): Ah ja, richtig. Die Bonne. Haben Sie die Kinder schon gesehen?

Die Bonne: Ich komme von ihnen. Elsa ist beklagenswerth schimm. Eben hat sie im Jörn ihre Puppe gerissen.

Die Frau: Das arme Kind! Bitte, lassen Sie gleich Frau Doctor medicinae Heißam rufen. Vielleicht liegt eine psychische Depression vor.

Die Bonne: Sollte nicht vorläufig eine geeignete Strafe —

Die Frau: Nein, nein, das sind veraltete und gefährliche Erziehungsmethoden. Nehmen Sie lieber Hans' „Macht des Gemüthes“ aus der Bibliothek und geben Sie das Buch Elsa zur Lectüre.

Die Bonne: Sie kann ja kaum buchstabiren.

Die Frau: Dann lesen Sie ihr die Abhandlung vor. Und fagen Sie Elsa, ich lasse sie bitten, sich zu bemühen, denn der Jörn ist meines Erachtens die Negation jeder sinnmäßigen Denkfähigkeit.

Die Bonne: Werde es austrichten. (Ab.)

Das Stubenmädchen (jung, hübsch, herausfordernd, blond, tritt ein): Ein Bouquet für die Gnädige. Vom Herrn zum heutigen Namenstag.

Die Frau: Lassen Sie ansehen! (Unterthut das Bouquet.) Ganz nett. Rosa fragrans Red., Rosa borbonica Hort., ja sogar eine der gegen unser Klima sehr empfindlichen Moschustosen, Rosa moschata Mill. ist dabei. Werde das Bouquet später wissenschaftlich classificiren.

Die Schneiderin (nett, lächelnd, geschmeigelt, unbefremdbaren Alters, tritt ein): Erlaubt mir anzufragen, ob gnädige Frau bereits genöthigt haben.

Die Frau: Ja, wohl. Wir nehmen einen quergetheilten Stoff, da ein langgestrecktes Muster die Gestalt noch schärfer erscheinen läßt und bilden daraus den Rod in Form eines oben abgeflachten Kegels mit freisümmiger Basis. Contrahiren wir nun, zwei Linien vom Kreuz zu den beiden Hüfteln ziehend und diese ebenfalls mit einer Linie verbindend ein Dreieck mit einem Winkel von etwa 60 Grad —

Die Schneiderin (wacht): Bitte, ich habe einige Journale mitgebracht. Man trägt wieder Ballonärmel.

Die Frau: Gut; aber ich wünschte nur solche mit bescheidenem Cubinhalt. Worin in der Halsgegend bringen Sie ein kleines Segment an und daran als eine Art Tangente ein Seitenband.

Die Schneiderin: Werde mir alle Mäße geben.

Die Frau: Und nicht wahr, Sie nehmen auch meinen Doctorhut zur Mobbisiren mit? Sie soll ein zum Kleide passendes Band in einer Complementfarbe —

Die Schneiderin (hastig): Sehr wohl. Alles wird besorgt. (Ab.) Elsa (lein, schlecht genährt, unflug, läuft hinein): Mama, Hunger!

Die Frau: Zuerst die Gnostiker! (Wendet sich an ihre Arbeit und vertritt darüber Welt, Haus, Familie und sich selbst.)

Das Haar.

Schon die Poeten der antiken Welt haben die Schönheit der Haare gelobt. Das braune Gelod der Berenice wurde unter die Sternbilder der Haare und das einzige blonde Haar der Nyctale, welches sich um die Flügel einer Schwalbe schläng, erregte die Liebe des jungen Nitters Zrifan und die des alten Königs Marke. Das Urtheil über die Schönheit der Haare ist sehr verschieden; es giebt Menschen, welche ihre Haare abschneiden lassen, und andere, welche sie wachsen lassen, namentlich thun dies die Waler, sie nennen es den Nimbus für ein weibliches Geschlecht. Gelodetes, gekemptes und gepufftes Haar kleidet am besten, ganz glatte Scheitel sind weniger vortheilhaft. Das lose gelochene Wollhaar der berühmten Hölsteinischen Rationnen nachzuahmen, haben einige Damen mit Erfolg neuerdings versucht. Je schöner und reicher das Haar ist, je natürlicher sollte er frisiert werden. Das Wachsen der Haare zu befördern, werden zahreiche Mittel an-gesprochen, aber meistens sind sie ganz wirkungslos. Die Popschaft zuweilen mit frischem Mohol einzureiben, worin ein wenig Zwiebelknoll nebst einigen Tropfen Rosenöl gemischt wird, ist sehr heilsam. Feiteltes Haar muß mit Eigelb und etwas Franzbranntwein behandelt werden. Wenn das Haar frühzeitig grau wird, ist es durch Puder zu verbessern, welches jungen Gesichtern sehr gut steht, besonders, wenn dunkle Augen und rothe Wangen vorhanden sind.

— Das Glid kommt oft zu Dir und trifft Dich nicht zu Hause, weil Du ihm Draußen nachzogst.

Die Tugend.

Ein modernes Märchen von Paul Visk.

Rosalinde war das schönste Mädchen im ganzen Land, sie war klug und geübt und noch reich dazu.

Nun sollte man meinen, daß sich viele Freier für die Schöne gefunden hätten, aber weit gefehlt, es kam keiner, und das ging so zu.

Das schöne Mädchen liebte einen Mann. Er war nur ein armer Teufel, ein Reithnecht ihres Vaters, aber er war ein prächtiger Kerl, der allen Mädchen die Ruhe raubte. Diesen Mann liebte Rosalinde. Da sie aber sich nicht erniedrigen wollte, ihm ihre Neigung merken zu lassen, und er wiederum nicht den Mut hatte, das Auge zu seiner Herrin empor zu heben, so wurde aus den Hoffnungen und Träumen der Schönen nichts.

So leicht aber verzagte sie doch nicht, — sie wartete einen günstigen Zufall, der dem Geliebten ihre Neigung enthüllen könnte, — und so wartete sie denn getroßt, und schlug alle Anträge aus, die ihr inzwischen gemacht wurden.

Aber sie wartete vergebens. Der Mann ihrer heimlichen Liebe näherte sich ihr nicht, so leicht sie es ihm oft auch machte, er heiratete ein Mädchen aus seinen Kreisen, und ward ein braver Gemann.

Rosalinde war darüber sehr erbittert. Sie haßte ihn jetzt und nicht nur ihn, alle Männer haßte sie jetzt. Sie zog sich großdenn von aller Welt zurück und lebte einsam und allein.

Indessen ertrag sie es doch nicht lange. Nach ein paar Jahren zeigte sie sich wieder in der Gesellschaft. Und jetzt suchte sie nach Liebe. Sie fühlte, daß die Jahre an ihr nicht spurlos vorüber gegangen waren, und nun mit einmal dachte sie voll Schred an das Alter.

Jetzt aber wichen ihr die Männer aus. Jedermann wachte, wie stolz und herablassend sie ehedem gemein war, und das hatte sich schnell herum gesprochen, so daß jetzt Niemand mehr mit einem Kerle absetzte wollte.

Sie fand sich auch darin. Jetzt aber haßte sie nicht nur die Männer, jetzt grüllte sie vielmehr den Mädchen, und vor allen denen, die da jung und hübsch waren, und die einen Liebsten hatten. Das nannte sie sittenlos, und dagegen weiterrte sie mit aller Kraft der Zunge. Laut und vernehmlich pries sie ihre Tugend als Muster und unbarmherzig abhete sie jeden Frechheit ihrer jungen Dienstboten.

Da kam einmal, Nachts im Traum, eine Gestalt zu ihr heranzugewandert, und die sprach zu ihr: „Ich bin deine Vergangenheit und ich will dir deine Jugend ins Gedächtniß zurückrufen, damit du weißt, wem du deine Tugend, deren du dich jetzt so rühmst, denn eigentlich verbandst.“

Das war kein schöner Traum für Rosalinde. Aber vom nächsten Tage an wurde sie noch viel tugendhafter und strenger gegen Alle, welche nicht nur von der Jugend zu träumen trauhten, sondern dieselbe wirklich besaßen.

Den meisten Menschen macht es Freude, andere zu beschelten. Schon in dem kleinsten Kinde ist oft das Gefühl dafür vorhanden oder doch leicht zu wecken. Aber wo der Sinn dafür ganz fehlt, steht es am Kopf und Herz nicht richtig und man muß jeden bedenken, der diesen reinsten Lebensgehalt nicht lemt. Wieder erzählt oft der beste Wille, die aufrichtigste Absicht keinen Dank, und das kann an dem Gegenstand wie an der Art des Schenkens, aber auch an dem empfangenden liegen, weil manche Menschen höchst ungern Geschenke annehmen und nie unangenehm sind, als wenn ihnen eine derartige Aufmerksamkeit geboten wird. Feinfühlende Gester betrachten die Annahme ihrer Geschenke als Günstbezeugung und thun selten in der Wahl und Form einen Frechgriff. Am liebsten und reichsten beschelten Eltern ihre Kinder, und deren strahlendes Lächeln ist ihr schönster Lohn, bis dieselben ihre ersten kleinen Verjuche von „Zeichen“, Schrift-, Strich- und Stid-proben als Gegengaben darbringen. Es findet aber hierbei oft von Seiten der Eltern eine Ueberbetreibung statt, welche die Kinder gleichgültig gegen die Fülle der Gaben und unadmissiv in ihrem Gebrauch macht. Die glücklichsten Kinder sind nicht die am meisten verwöhnten, sondern die genugsamsten. Gewiß ist die möglichste Unparteilichkeit geboten, aber doch nicht nöthig, alle Kinder gleichmäßig zu beschelten, sondern den Bedarf und die Beschäftigung zu berücksichtigen. Erlauben es z. B. die Mittel nicht, zwei Schwestern zugleich mit neuen Mänteln oder Kleiderstücken zu versehen, so kann die älteste bedrohung werden und die jüngere dies ohne Reib erfahren, weil sie der Schwere gern das Beste gönnt und von der Liebe der Eltern überzeugt ist, daß sie keine Zurücksetzung damit beabsichtigen, ja vielmehr darauf bedacht sind, das Aufgeschobene, falls es in ihrer Macht steht, nachzuholen. Auch bei den Geschenken der Kinder für die Eltern wird manche Thorheit begangen, namentlich, wenn junge Mädchen vor dem Weihnachtsfeste die Nichte hinstellen und etwas Franzbranntwein behandeln werden. Wenn das Haar frühzeitig grau wird, ist es durch Puder zu verbessern, welches jungen Gesichtern sehr gut steht, besonders, wenn dunkle Augen und rothe Wangen vorhanden sind.

— Das Glid kommt oft zu Dir und trifft Dich nicht zu Hause, weil Du ihm Draußen nachzogst.

— Das Glid kommt oft zu Dir und trifft Dich nicht zu Hause, weil Du ihm Draußen nachzogst.

— Das Glid kommt oft zu Dir und trifft Dich nicht zu Hause, weil Du ihm Draußen nachzogst.</